

Musterhaft

Eine Ausstellung in München zeigt traditionelle Frauenkunst aus Papua-Neuguinea

Von Annette Krauß

München (DK) Kunst von weiblichen Häuptlingen, die in einem versteckten Winkel der Welt leben und erst seit dem Jahr 2006 von der Welt wahrgenommen werden, ist jetzt in der Sonderausstellung „Unter dem Vulkan“ zu sehen, die mit der Kultur der Ömie in Papua-Neuguinea vertraut macht. Zu sehen sind abstrakte Muster auf selbst hergestellten Stoffen aus Rindenbast. Diese wirken wie fragile Wandteppiche, sind aber eigentlich Kleidungsstücke mit traditionellen Mustern. Das Museum Fünf Kontinente präsentiert diese wenig bekannten Objekte jetzt zusammen mit historischen Fotos.

Neuguinea ist nach Grönland die zweitgrößte Insel der Erde. Bis heute ist die Region aufgrund der tief hängenden Wolken am Äquator nicht vollständig kartografiert. Eintausend ethnische Gruppierungen mit je eigenen Sprachen, Kulturen und Religionen leben dort, und die Region rund um den Vulkan Huvaimo ist bis heute nur zu Fuß erreichbar. Dort erlebte das Volk der Ömie im Jahr 1951 einen Vulkanausbruch, den sie als Unwillen der Ahnengeister über das Aussterben alter Traditionen deuteten – europäische Missionare hatten die Tatauierung des Körpers verboten. Unter dem Einfluss von zwei Clan-Ältesten erneuerten die Ömie daraufhin ihre alten Traditionen.

Historische Fotoaufnahmen der Jahre 1900 bis 1920 belegen, dass Frauen und Männer traditionelle Rindenbast-Stoffe als Hüfttücher trugen, die mit einfachen geometrischen Mustern bemalt waren. Beim Tanzen wurden diese Muster zu einer Art Op-Art mit schillerndem Effekt. Zugleich schmück-



Sarah Ugibari hält ihr Tatauierungsbesteck in der Hand. Damit wird ähnlich wie bei einer Tätowierung die Haut durch Einstechen und Färben geschmückt. Foto: Brennan King © Ömie Artists/Artkelch

ten die Menschen ihre Haut durch Tatauierungen, und beides galt ihnen als „zweite Haut“, als ein „Einwickeln in Bilder“, was sowohl im Alltag als auch bei Zeremonien eine Rolle spielte.

Die strenge Geometrie der ursprünglichen Rindenbast-Stoffe, von denen einige Beispiele ausgestellt sind, bezieht sich auf einen Ur-Mythos, wonach ein Mann die Frau aufschneiden muss, damit sie gebärfähig wird. Dieses Geschehen wird mit rotem Schlamm, der das Blut symbolisiert, auf dem Stoff dargestellt. Die Erschaffung der Frau durch den Mann ist also zugleich auch die Geburtsstunde der Kunst.

Mittlerweile malen die kundigen Frauen auch feinteilige Muster mit roten, schwarzen und gelben Pigmenten. Mit diesen modernen Textilien knüpfen die Künstlerinnen an die alten Tatauierungen an, die sie von der Großeltern-Generation noch in Erinnerung haben. Seit dem Besuch eines Galeristen in der Region im Jahr 2006 sind diese Produkte für die Frauen auch eine Möglichkeit, Geld zu verdienen und damit Gesundheitsfürsorge und schulische Bildung zu verbessern.

In Deutschland ist die aktuelle Ausstellung die erste museale Präsentation, die zugleich eine Verkaufsschau der Galerie Artkelch in Freiburg ist. Sorgfältig wurde jedem Exponat das Foto der Künstlerin beigegeben sowie ein Text, der das Muster erläutert, wie etwa „Ömie-Berge, Geröll im Fluss, Eier des Bennettkasuars, Schnäbel des Papuahornvogels und Farnwedel“ – das ganze natürliche Lebensumfeld eingefangen in ein grafisches Muster auf eineinhalb Quadratmetern Stoff.

FÜNF KONTINENTE

Ozeanien und Australien, Lateinamerika und Karibik, Afrika, islamischer Orient, Ostasien, Zentralasien und Sibirien – das sind die Sammlungsschwerpunkte des ältesten deutschen Völkerkundemuseums. Es wurde 1862 in München gegründet und hat in jüngster Zeit seinen Namen gewechselt. Jetzt heißt es „Museum Fünf Kontinente“, denn der alte Begriff „Völkerkundemuseum“ klang so „schulisch-altmodisch“, erklärt Dorothee Schäfer als Leiterin der Abteilung Marketing. In Frankfurt nennt man sich seit 2001 „Weltkulturen-Museum“, in Wien „Weltmuseum“ – und in München habe man einen niederschweligen Begriff gesucht, um junge Familien für die ständige Sammlung und die aktuellen Ausstellungen zu interessieren.

Seit fünf Monaten könne man sich vor Kindergeburtstagen kaum mehr retten, und es erreichten sehr viele Führungsanfragen das Museum, erläutert Schäfer.

Für das neue Logo gingen die Layouter durchs ganze Haus, pickten von den Exponaten hier und da ein Motiv aus und arrangierten die Details auf einer angedeuteten Weltkugel. „Das Museum steht für Weltoffenheit, kulturellen Dialog und Respekt vor den Menschen aus der ganzen Welt“, heißt es in den neuen Leitlinien.

Die Ausstellung „Unter dem Vulkan – Kunst der Ömie aus Papua-Neuguinea“ ist bis zum 8. März zu sehen (täglich außer montags von 9.30 bis 17.30 h). www.museum-fuenfkontinente.de *akr*

Krimifestival in München

München (dpa) Rund 50 hochkarätige Krimi-Autoren aus aller Welt werden im Frühjahr auf den Spuren des Verbrechens nach München reisen. Beim 13. Krimifestival vom 8. bis 28. März werden nach Veranstalterangaben internationale Größen wie James Ellroy, Jussi Adler-Olsen, John Katzenbach und Giancarlo de Cataldo sowie deutschsprachige Krimistars wie Nele Neuhaus, Elisabeth Herrmann und Leonie Swann erwartet. Sie präsentieren neue Kriminalromane und Thriller an außergewöhnlichen „Tatorten“, von der Gefängniszelle in der Haftanstalt des Polizeipräsidiums München über den Sektionshösraum im Institut für Rechtsmedizin bis hin zum Circus Krone. Am 23. März wird in München der dänische Bestseller-Autor Jussi Adler-Olsen mit der MIMI 2015, dem Publikumspreis des Deutschen Buchhandels, ausgezeichnet.

Porträt zeigt van Gogh

Bremen (KNA) Die Kunsthalle Bremen ist auf ein bisher unbekanntes Porträt gestoßen, das Vincent van Gogh zeigt. Bei den Vorbereitungen auf die am Samstag beginnende Ausstellung „Emile Bernard – Am Puls der Moderne“ wurde die Federzeichnung Bernards entdeckt, die seinen Künstlerfreund Vincent van Gogh (1853–1890) zeigt, teilte das Museum mit. Das Porträt wurde in einem Album Bernards (1868–1941) gefunden, das 858 unveröffentlichte Zeichnungen des Künstlers umfasst. Die Doppelseite mit der Federzeichnung wird am 30. März, dem Geburtstag van Goghs, aufgeschlagen und ist bis zum Ende der Ausstellung am 31. Mai der Öffentlichkeit erstmals zugänglich.

Albtraum einer Reise

ZDF-Drama über den „Südsee-Mord“

Hamburg (dpa) Die deutsche Weltumseglerin Heike Dorsch, deren Lebensgefährtin in der Südsee ermordet wurde, hat erstmals die Verfilmung ihrer eigenen Geschichte gesehen. Für sie sei es „ganz komisch“ gewesen – und eine „verrückte Situation“, sich in dem Moment in gewisser Weise selbst zu sehen, sagte sie in Hamburg bei der Vorstellung der ZDF-Produktion „Blauwasserleben“. „Man muss schon versuchen, ein bisschen Abstand zu bekommen.“

Der 90-minütige Streifen, der am 15. März (20.15 Uhr) ausgestrahlt werden soll, entstand nach Dorsch gleichnamigem biografischen Bestseller. Er erzählt vom brutalen Ende der Weltumsegelung des Paares. Ihrem ums Leben gekommenen Partner Stefan ist der Film im Abspann auch gewidmet. Der Fall hatte im Herbst 2011 großes Aufsehen in der Öffentlichkeit erregt, auch weil zu Beginn von „Kannibalismus“ die Rede war.

Das Paar war auf einem Katamaran drei Jahre lang über die Weltmeere gesehlt. Auf der Südsee-Insel Nuku Hiva wurde aus dem Traum ein Albtraum: Stefan ging mit einem Einheimischen auf Ziegenjagd und kehrte nie mehr zurück. Als Heike sich auf die Suche nach ihrem Freund machte, fesselte der Täter sie an einen Baum und bedrohte sie. Sie konnte sich befreien und fliehen.

Ein Gericht in Französisch-Polynesien handelte im vergangenen Jahr den echten Fall ab: Der Südsee-Jäger wurde für schuldig befunden, den Weltumsegler – einen Unternehmensberater aus dem Pinneberger Raum – im Oktober 2011 ermordet, zerstückelt und verbrannt zu haben. Er erhielt 28 Jahre Gefängnis. Spekulationen über Kannibalismus bewahr-

heiteten sich nicht. Was genau sich zugetragen hatte, ist nach wie vor unklar. „Ich weiß eben selber nicht, was passiert ist, und würde es gerne wissen“, sagte die 1974 geborene Dorsch. Sie war auch stark in die Dreharbeiten eingebunden. Ihre Rolle im Film übernimmt Schauspielerinnen Stefanie Stapfenbeck, zuletzt unter anderem als Til Schweigers Ex-Ehefrau im „Tatort“ zu sehen. Marcus Mittermeier („Bella und der Feigenbaum“) spielt Stefan.

„Ich wollte keine Imitation von Heike erschaffen“, sagte Stapfenbeck. Das Drehbuch folge zudem nicht genau dem Roman. So wird etwa im Film Hamburg zur Heimat von Heike, im wahren Leben ist es Würzburg. Dort lebe sie heute „wie jeder andere in Deutschland“, meinte Dorsch. Die Familie Stefans indessen kommt in der TV-Geschichte nicht vor.

Zwei Tage nach der Ausstrahlung des Films von Regisseurin Judith Kennel in der ZDF-Sonntagabendreihe „Herzokino“ widmet sich am 17. März (22.15 Uhr) eine „37 Grad“-Dokumentation dem „Mord im Paradies“.



Heike Dorsch erlebte eine Tragödie. Jetzt ist ihr Buch verfilmt worden. Foto: Heimken/dpa

Fernregie aus Peking

Ai Weiwei und Til Schweiger drehen einen Film während der Berlinale

Von Nada Weigelt

Berlin (dpa) Seit vier Jahren darf Ai Weiwei, einer der wichtigsten Künstler weltweit, China nicht verlassen. Sein sechsjähriger Sohn Ai Lao lebt inzwischen mit seiner Mutter in Berlin, für den Vater unerreichbar. Nur per Skype können die beiden noch miteinander reden.

Genau über diese Situation will Ai Weiwei jetzt einen Kurzfilm drehen – per Fernregie von Peking aus, während der Berlinale live übertragen zum Potsdamer Platz. Die Hauptrollen spielen er und sein Sohn. Auch Til Schweiger macht mit, nach Angaben von Ko-Produzentin Edda Reiser als eine „Art Magier“, der mit dem Sohn in Kontakt steht.

„Ich will den Jungen nicht benutzen, um mir selbst zu helfen“, sagt Ai Weiwei gestern bei einer Pressekonferenz in Berlin, zu der er live zugeschaltet ist. „Es ist einfach eine Geschichte über Menschen, die getrennt sind und trotzdem miteinander kommunizieren wollen – so, wie es sehr vielen Menschen auf der Welt heutzutage geht.“

Das Skript zu dem Acht-Minuten-Film hat Wang Fen, Mutter des Sohnes und unabhängige Filmemacherin, geschrieben. Die beiden waren vor einem halben Jahr nach Berlin gezogen, um hier Deutsch und Englisch zu lernen.

„Wir sind keine Familie im rechtlichen Sinne, aber in Peking habe ich meinen Sohn acht bis zehn Stunden am Tag gesehen“, erzählt Ai Weiwei. „Er ist ein sehr reifer Junge. Er war zwei, als ich verhaftet wurde – deshalb versteht er so viel.“ Der Künstler war damals wegen seiner Kritik am Regime in Peking für 81 Tage verschleppt und seines Passes beraubt worden. Die Geschichte über das Vater-



Der chinesische Künstler Ai Weiwei schaltete sich via Skype aus Peking zu und erläuterte zusammen mit der Schauspielerinnen Laila Maria Witt in Berlin sein Filmkonzept. Foto: Britta Pedersen/dpa

Sohn-Schicksal soll Teil des Films „Berlin, I Love You“ werden, den die Produzenten Claus Clausen und Josef Steinberger gemeinsam planen. Zehn weitere Regisseure, darunter etwa Jan Ole Gerster („Oh Boy“), sollen ihre Liebeserklärungen an Berlin beisteuern.

Die auf etwa acht Millionen Euro veranschlagte Produktion ist eine Fortsetzung der erfolgreichen und teils hochkarätig besetzten Episodenfilme „Paris, je t'aime“ (2006), „New York, I Love You“ (2009) und „Rio, Eu Te Amo“ (2014).

Mit der Fernregie von Ai Weiwei betreten die Macher eigenen Angaben zufolge Neuland. „Wir kennen keinen anderen Fall, wo jemand versucht, einen solchen Wahnsinn zu machen“, sagt Produzent Steinberger von Rheingold Productions.

Mit einer hoch aufwendigen technischen Konstruktion soll dem Künstler in Peking über Utelsat das komplette Bild vom Setting in Berlin übermittelt werden, damit er von dort aus seine Regieanweisungen geben kann. Das Berlinale-Publikum kann die Dreharbeiten von Samstag bis Montag (7.-9. Feb-

ruar) über einen Großbildschirm am Potsdamer Platz verfolgen.

Wie ausgerechnet Sonnyboy Til Schweiger für das Projekt gewonnen wurde, wollten die Macher nicht so recht verraten. „Til Schweiger ist der deutsche Superstar, der deutsche Hugh Grant“, sagte Ko-Regisseur Clausen nur. „Wenn ein Film über eine Liebesgeschichte gemacht wird, darf er nicht fehlen.“

Ai Weiwei ließ sich dagegen von der Prominenz seines Mitspielers nicht aus dem Takt bringen. „Ich glaube nicht, dass China ihn kennt. Und ich glaube auch nicht, dass China sich darum kümmert.“

Bis zur Berlinale 2016 soll der Film fertig sein. Ob Ai Weiwei, auf den auch noch eine Ehrenprofessur in Berlin wartet, den Kinostart selbst erleben kann? Die Behörden hätten ihm – wie allerdings schon mehrfach – versprochen, dass er seine Papiere „sehr bald“ zurückbekomme, berichtete er. „Ich hoffe, eines Tages meinen Pass zu haben und dann mit meinem Sohn durch Berlin zu strömen ... ich bin sehr optimistisch.“